

FREUNDSCHAFT

Wie Inseln liegen die Gedanken über die Freundschaft im Meer der Ideengeschichte, eng benachbart, weit entfernt voneinander, durchs Meer miteinander verbunden: „Bei der Freundschaft“, schreibt in seinen Essais vor über 400 Jahren der französische Baron Michel de Montaigne, „umfasst uns eine alles durchdringende, dabei gleichmäßige und wohlige Wärme, beständig und mild, ganz Innigkeit und stiller Glanz; nichts Beißendes ist in ihr, nichts, das uns verzehrte“. In der Metaphysik der Sitten hält dann 1785 in seiner Königsberger Zurückgezogenheit Immanuel Kant fest, das ist nun fast ein aufgeklärtes Vierteljahrtausend her, ein echter Freund sei so selten wie ein schwarzer Schwan; und der universalistische Menschenfreund fügt an anderer Stelle hinzu: „Wer ein Freund von allen ist, hat keinen besonderen Freund“. Schließlich, und dieser entspanntere weibliche Gedanke entstammt unserer Gegenwart, schreibt die amerikanische Philosophin Marilyn Friedman 1997, die Freundschaft sei „in unserer Kultur die unumstrittenste, beständigste und befriedigendste aller engen persönlichen Beziehungen“. Auch diejenige, die vor bedrängender Nähe schützt.

Vertrauen, Seltenheit, Erleichterung: Die Geschichte der Freundschaft handelt von der Frage, worauf ein Mensch sich verlassen kann, wenn weder die Gesellschaft, noch die Liebe, die Ehe einem die Gewissheit geben, als Individuum wertvoll zu sein, unverwechselbar, unverzichtbar, und zwar dauerhaft. Sie handelt zugleich von der Frage, wie die Einzigkeit eines Freundes und die Gleichheit aller sich miteinander vertragen, wenn Freunde sich vor allem um Freunde kümmern, nicht aber um jeden. Die Gewissheit, dass einer mein Freund ist, beantwortet ja noch nicht die Frage, wer denn mein Nächster ist, und was auch den Fremden zum Freund machen könnte.

Die Geschichte der Freundschaft ist die des Vertrauens, aber zugleich die des Verrats, der Angst vor Verlust. Und ins Politische übersetzt handelt sie auch von der Abwehr von Fremden, die man als Feinde versteht. So wirkt es fast erleichternd, dass der Philosoph Jacques Derrida vor kurzem eine „Politik der Freundschaft“ verfasst hat, die Demokratie und Individualität, Gesellschaft und Privatheit neu miteinander ins Gespräch bringt: Denn die Demokratie ist offen für das Verschiedene. Sie verträgt sich gut mit der Hoffnung, dass es nie nur einen einzigen Freund gibt, sie kann mit Asymmetrie umgehen, sie muss niemanden ausschließen, die Idee des Freundes und die des Weltbürgertums nähren einander.

Die Einzigkeit und die Gleichheit, die Freiwilligkeit und die Sicherheit, die Vertrautheit und die Einsamkeit schweben seit der frühen Neuzeit in immer wieder neuen Balancen, wenn sich Freundschaften bilden. Man kann Vertrauen fassen, erzählt diese Geschichte der Freunde, und sich fürs Ungewisse öffnen, immer wieder, auch wenn das riskant ist. Man sollte es tun. Auch die Inseln, die wir selbst sind, sind ja seit je her miteinander verbunden durch das Meer der Menschengeschichte. Da liegen sie, weit voneinander entfernt, eng benachbart, als mögliche Freunde.

**lavie
& belle**

